III. Schulzeit in Bremen 1881-1887

Die Übersiedlung von New York nach Bremen beendete für meinen Bruder und mich eine Reisezeit von zehn Jahren. Deutschland war für uns nicht, wie für die Eltern, das Land des Wiedersehens und trauer Jugend Erinnerungen; es war für uns, trotz des Besuches vor drei Jahren, ein fast unbekanntes Land. Dazu kam die traurige Notwendigkeit, dass von der engeren Familie, in der das Leben von meinem Bruder und mir bisher in einem in der Heimat kaum möglichen Masse aufgegangen war, Abschied genommen werden musste. Uns Söhne nach Lima mitzunehmen, war ausgeschlossen. Regelmässiger Schulunterricht war für uns dringend geboten. Es handelte sich also um einen Abschied auf Jahre. Besonders mein Vater konnte sich mit dieser Notwendigkeit nicht abfinden. Ich sehe noch sein schmerzvolles Gesicht, als er allein nach New York abreiste, um sich dort zu verabschieden. In voller Wucht ist mir der Abschied aber erst zum Bewusstsein gekommen, als meine Mutter mit den drei Schwestern dem Vater nachreiste; der 18. Februar 1882, an dem mein Bruder und ich in Bremerhaven unsere Lieben auf dem Lloyd-Dampfer „Neckar“ langsam in der Ferne verschwinden sahen, um dann allein für eine unbestimmte Anzahl von Jahren zurückzukehren, ist mir bis zum Tode meines Vaters als der traurigste Tag meines Lebens erschienen. Jahrelang habe ich diese Trennung nicht überwunden. Sie hat die norddeutsche Schwerfälligkeit in meinem Wesen noch verstärkt, mich aber auch mit meinem Bruder für das Leben so eng verbunden, wie es selten der Fall ist. Wir lebten hinfort – fast waisenhaft – im Hause der ältesten Schwester meiner Mutter, in dem sie als Waise aufgewachsen war. So freundlich die Aufnahme war, es war nicht ein Ersatz für das Elternhaus, das, wie Fontane sagt, „in jenen Jahren wo die Seele sich bildet, von Minute zu Minute seine Wirkung übt“, als Vorbild, das wichtiger ist als Belehrung. Das selbstverständliche Gefühl natürlicher Zugehörigkeit wollte sich nur schwer entwickeln, beim Älteren noch schwerer als beim Jüngeren.

Dazu trug auch die Zusammensetzung der Familie etwas bei. Der Mann unserer Tante war gestorben; von den vier Söhnen war nur der jüngste zu Hause, aber mehrere Jahre jünger als wir. Es entwickelten sich daher nähere Beziehungen vor Allem zu den drei Töchtern des Hauses. Damit hängt es vielleicht zusammen, dass wir unseren Vater ganz besonders vermissten. Sein klärendes Wort und seine fast unmerkliche und daher so wirksame Lenkung habe ich sehr entbehrt; und die Tatsache, dass der Vater, wie jeder seiner Briefe zeigte, seine Jungens nicht minder vermisste, hat, trotz aller uns entgegengebrachten liebevollen Fürsorge das Gefühl der Trennung mit den Jahren nicht schwächer werden lassen. Vor allem an Tagen, die sonst Tage besonderer Freude zu sein pflegen, machte sich das geltend und als die Interessen sich zu entwickeln begannen, offene Fragen auf allen Seiten auftauchten, wie oft habe ich mich da nach einem Wort der natürlichen Autorität des Vaters gesehnt!

Im Hause der Tante gab es auch keinen über die Familie hinausgehenden Verkehr. Nach ihm war in Bremen überhaupt ein geringes Bedürfnis. Geschäftsreisende sprach man am besten im kleinen Kreise. Was unter „gesellschaftlicher Bildung“ zu verstehen ist, habe ich daher erst in späteren Jahren und nur mangelhaft gelernt. Ich habe nie „Konversation“ machen können, bin auch äusserlich lange nur mangelhaft für Gesellschaften ausgestattet gewesen. So gern ich im vertrauten Kreise war, in einer grossen Gesellschaft habe ich mich stets ungemütlich gefühlt.

Die tiefgehende Veränderung unserer häuslichen Verhältnisse hatte natürlich zur Folge, dass wir beiden Brüder noch mehr als bisher auf einander angewiesen waren. Jeder war für den anderen gleichsam Vertreter der ganzen Familie. Alle Leiden und Freuden empfanden wir gemeinsam. Der Altersunterschied von zwanzig Monaten wird anfangs wohl nicht ganz ohne Bedeutung gewesen sein; aber das war längst geschwunden. Wir waren schon Jahre lang von den Eltern als gleichaltrig behandelt worden. Wenn meine Mutter uns beispielsweise als Ersatz für den fehlenden Schulunterricht, kleine Aufgaben stellte, waren es für uns Beide regelmässig die gleichen, und oft wurde mein Bruder schneller und besser als ich mit ihnen fertig. Oft auch entwickelte sich Zusammenarbeit, nicht zu meinen Gunsten. Vor allem übertraf Fritz mich im Zeichnen und Dichten. Das hat nie ein Gefühl des Neides bei mir hervorgerufen. Ich habe jede Überlegenheit von ihm als Bereicherung meines Lebens empfunden.

Nicht minder als „zu Hause“, veränderte sich das Leben auch sonst. Denn die Schule, die bisher nur aus amüsanten Episoden in unserem Leben bestanden hatte, wurde jetzt zu einem regelmässigen Bestandteil. Sie griff sogar zunächst mit Härte in mein Leben ein. Ich kam nach Obertertia. Das war nicht einfach, vielleicht war es aber nützlich für mich. Denn in dieser Zeit habe ich arbeiten gelernt. In der Schnellpresse gelang es mir freilich nicht, Sicherheit zu gewinnen. Ich spürte die Lücken noch lange.

Wenn auch die Rückkehr in die Heimat eine schmerzliche Trennung mit sich brachte, so erscheint sie mir rückschauend doch nicht wie ein Bruch in der Entwicklung. Das Heimatgefühl war im Ausland bewusst geworden. Mit der Neugier von Entdeckern und mit Vergleichsmöglichkeiten, die sonst regelmässig fehlen traten wir der Heimat gegenüber; das war in Bremen ansich nichts Besonderes. Das Interesse für Übersee - für „drüben“, wie man bezeichnenderweise sagte – spielte in Bremen, wo der Handel mit Amerika im Mittelpunkt stand, sogar eine grössere Rolle als in Hamburg, wo die Beziehungen zu England sich damals besonderer Pflege erfreuten. Ungewöhnlich war es jedoch, im Kindesalter aus dem Ausland in die Heimat zurückzukehren; Bremer Kaufmannsöhne gingen regelmässig erst nach beendeter Schulzeit ins Ausland. So gewannen mein Bruder und ich eine gewisse Ausnahmestellung in der Schule. Wir fielen als Zuzügler auf, zumal da die Freiheit, die wir auf Staaten Island genossen hatten, sich als Hauptnährmutter der amerikanischen Besonderheiten ein wenig auch bei uns betätigt hatte.

Wenn ich die Heimkehr nach Deutschland unter den dargelegten Verhältnissen nicht als einen Bruch in der Entwicklung empfinde, so wirkt wohl mit, dass sie mit dem Übergang von problemloser Kinderfreundschaft zur problemreichen Jünglingsfreundschaft ungefähr zusammenfiel. In New York war alles noch kindliches Spiel gewesen, allerdings mit einer gewissen amerikanischen Betriebsamkeit; die Weiterentwicklung dort wäre auf grosse Schwierigkeiten gestossen. In Bremen wuchs ich von selbst in einen Kreis hinein, für den eifriges Ringen um geistige Probleme bezeichnend war. In diesem doppelten Ringen um die noch unbekannte Heimat und um die Probleme der Zeit fanden sich auch, trotz verschiedener Schulklassen, die beiden Brüder, deren wertvollste Freunde gemeinsame Freunde wurden.

Das Streben, das Heimatgefühl auszubauen, bezog sich in erster Linie auf die deutsche Literatur. Schiller begeisterte uns, zumal nachdem wir die Aufführung der Wallenstein-Trilogie durch die Meininger erlebt hatten. Er bekam aber mit der Zeit einen Rivalen. Ich wurde durch einen Freund, den späteren Historiker Karl Hampe, auf Grillparzer aufmerksam gemacht. Er schien mir eine verkannte

Grösse zu sein. Ich unternahm daher eine Rettungsaktion und hielt über Grillparzer vor der Klasse zwei Vorträge. Das war das erste Mal, dass mich ein Erkennen und Geniessen zu einem Wirken antrieb. Ich wollte mich aber nicht nur mit deutscher Literatur ein wenig vertraut machen, sondern auch mit deutscher Geschichte. Von der deutschen Kaisergeschichte wusste ich so gut wie nichts. Darum lieh ich mir Giesebrechts Geschichtswerk. Ich konnte aber nichts mit ihm anfangen; es war viel zu gelehrt für mich. Eine ähnliche Enttäuschung war die „Heimatkunde“, die in den Deutsch-Unterricht mit aufgenommen war. Wäre man damals nicht auf das an sich verdienstvolle, doch als Nachschlagewerk gedachte Buch meines Onkels Franz Buchenau über Bremen im wesentlichen angewiesen gewesen, sondern hätte ein Buch über die Vaterstadt gehabt, wie es später von Knittermeyer und Steilen herausgegeben worden ist, wäre das sicherlich anders gewesen. Nirgends ist der Boden an sich für eine fruchtbare Heimatkunde günstiger als in der Hansestadt an der Weser.

Statt mich aber mit Heimatstadt und Heimatland unmittelbar zu befassen, schlug ich einen anderen Weg ein. Ich fing zu meiner heutigen Verwunderung an, Deutschland gleichsam von Aussen zu betrachten. Ich kann mich nicht erinnern, dass der mich wenig fesselnde Unterricht in Erdkunde die Veranlassung dazu gewesen ist. Auch in New York war das Interesse wohl für die inländische Entwicklungsmöglichkeiten der Vereinigten Staaten wach geworden; von ihren Nachbarn ist überhaupt nicht die Rede gewesen; sie spielten damals eine viel zu geringe Rolle. Vielleicht war dieses negative Moment mit wirksam gewesen, ein Interesse für Deutschlands Nachbarn zu erwecken. Noch nicht belastet mit Wissen, ist der jugendliche Blick für das Wesentliche oft scharf. Für Deutschland als nachbarreichstes Land der Welt ist ja die Frage der Nachbarn von jeher eine Lebensfrage. Auf diesen grundlegenden Unterschied zwischen meinem Vaterland und dem grossen Lande meines langjährigen Aufenthalts jenseits des Ozeans bin ich, glaube ich, zuerst aufmerksam geworden durch die Sedanfeier, die damals noch die Schuljugend auf dem ehrwürdigen Marktplatz zu einem Erinnerungsakt vereinigte.

Der französische Unterricht in der Schule bot anfangs wegen meiner unzulänglichen Sprachkenntnis, aber auch wegen des befremdlichen Charakters der französischen Schullektüre wenig zur Befriedigung dieses Interesses. Wir lasen nämlich eine ausführliche Geschichte des Krimkrieges. Ich konnte nicht begreifen, dass wir uns wochenlang mit der Belagerung von Sebastopol zu beschäftigen hatten. Das Interesse für den Krimkrieg wurde sogar so gründlich ertötet, dass er für mich noch heute ein weisses Blatt in der Geschichte ist. Im Einverständnis der Klasse ging ich, da der Lehrer kein Verständnis zeigte, zum Direktor und setzte ihm auseinander, dass wir den Wunsch hätten, in der französischen Stunde nicht alle Einzelheiten über unverständliche, einstige und ferne Kämpfe zu erfahren, sondern gern ein wenig von den grossen Leistungen unserer Nachbarn auf dem Gebiet der Literatur kennen zu lernen. Ich fand Verständnis für unsere Wünsche. Nicht nur die Lektüre, auch der Lehrer wurde gewechselt. Wir bekamen jetzt einen jugendlichen Lehrer, der für die französische Literatur hell begeistert war.

Dr. Sägelken verstand es uns im Anschluss an Daudet's Lettres de mon moulin Interesse und auch Verständnis für die Reize der französischen Sprache und des französischen Geistes beizubringen. Wir gründeten sogar einen „französischen Nachmittag“; ihm war die Pflege der Literatur in erster Linie zu danken, leider aber wurde der erhoffte Fortschritt in der Handhabung der französischen Sprache nur in geringem Masse erreicht. Bei mir überwog weit das sachliche Interesse. Das habe ich später oft

bedauert, aber ich bin doch froh, dass ich dadurch Karl Hillebrands Buch „Frankreich und die Franzosen“ in die Hand bekam. Es gehört zu den Büchern, die nachhaltig auf mich gewirkt haben.

Das Französische drängte das Englische ganz zurück. Ihm fehlte für mich der Reiz der Neuheit; auch wurde es, doch sehr zu Unrecht, als fester Besitz von mir betrachtet. Jedenfalls gewann die Literatur von Deutschlands westlichen Nachbarn in England keinen Rivalen. Ein solcher kam aber von anderer Seite. In Verbindung mit den sich häufenden nihilistischen Attentaten war die Aufmerksamkeit auf die Literatur unseres östlichen Nachbarn gelenkt worden. Russische Romane wurden geradezu Mode in Deutschland. Wie eine Flutwelle kam dieses Interesse auch über uns Schüler. Nichts in Reclams Bibliothek, das Russland betraf, entging uns; selbst die Schulstunden mussten zu heimlicher Lektüre dienen. Hier drängte sich ein völkisch-politisches Interesse in den Vordergrund, ein nicht so harmloses wie das rein literarische. Das sollte ich in krasser Weise erfahren. Ein Schüler der Klasse über mir sagte mir eines Tages, er werde es machen wie Lermontoff; er werde eine kleine Erbschaft dazu benutzen, das Leben in allen Richtungen in Deutschland und in Paris kennen zu lernen und, wenn die Erbschaft aufgebraucht sei, „Schluss machen“. Das erschien mir damals als wunderliche Renoumage; es ist jedoch Wort für Wort ausgeführt worden. Auch auf mich wirkte die Lektüre beklemmend, so sehr sie mir zum Teil – insbesondere Turgenjeff – gefiel. Zum ersten Mal trat die soziale Frage und zwar in ihren äussersten Auswirkungen in meinen Gesichtskreis. Beim Suchen nach Klärung, wie ich sie in Bezug auf Frankreich so trefflich bei Hillebrand fand, stiess ich auf ein Buch – der Name des Verfassers ist mir leider entfallen – das die Entstehung, Entwicklung und Bekämpfung des Nihilismus schilderte; in ihm bin ich zuerst dem Namen Bakunin und auch wohl dem von Marx begegnet. Für meine Entwicklung ist es vielleicht – wie es mir heute scheinen möchte – nicht ohne Bedeutung gewesen, dass ich sogleich zu Anfang die schlimmsten Auswüchse des sozialen Zeitproblems kennen lernte. Lange sah es dann so aus, als ob mein Interesse für Russland nur ein jugendliches Intermezzo für mich bleiben werde. Aber später ist es von verschiedenen Seiten wieder auf Russland gelenkt worden, sodass es schliesslich doch noch eine Rolle in meinem Leben spielte.

Mit der Obersekunda-Reife, die die Berechtigung zum einjährigen Militärdienst mit sich brachte, war inzwischen in der Schule eine Veränderung vor sich gegangen. Es waren die Schüler ausgeschieden, die nur aus äusseren Gründen die Schule besuchten. Das hatte lähmend gewirkt. Jetzt wurde die Bremse an der Klasse beseitigt. Das äusserte sich auch darin, dass neben der formalen Übung des Geistes auch die Aufgabe in den Vordergrund trat, die dem humanistischen Gymnasium den Namen gegeben hat: die Vermittlung einer ästhetisch-literarischen Bildung.

Diese Wandlung kam für mich gerade zur rechten Zeit. Ich hatte mich in den beiden Jahren der Belastung mit den „Einjährigen“ leichter auf die Höhe der Klasse heraufarbeiten können. Jetzt hatte ich ein Gefühl von Sicherheit gewonnen, dessen Mangel mich lange bedrückt hatte. Vor allem aber hatte ich das Glück, einen Pädagogen zu bekommen, der noch nicht durch den Lehrbetrieb in den an Ballast reichen unteren Klassen abgestumpft war. Wir erhielten Dr. Klaucke zum Klassenlehrer. Er brachte erstaunlich schnell in die etwas schläfrige Klasse einen frischen Zug hinein. Damit wurde das Schulleben nicht gemüthlicher. Denn der neue Lehrer arbeitete nicht mit Apfel und Rute; er verzichtete auf den Apfel und liebte schockartige Wirkungen. Ich glaube, dass das auf einer klaren Erkenntnis der Lage beruhte; freilich nahm es in Worten und insbesondere im Ton der Stimme Formen an, die kaum nötig waren und

sich wohl aus einer quälenden Krankheit erklärten, die dem Wirken des eigenartigen Mannes in wenigen Jahren ein Ziel setzte. Er begnügte sich mit der Achtung seiner Schüler; auch ihre Liebe zu gewinnen, reichte seine Kraft nicht aus.

Für dreierlei bin ich Dr. Klaucke auch heute noch dankbar. Zunächst für die Fünf, die unter meinem ersten lateinischen Aufsatz stand. Ich hatte nach der vielgerühmten Art Ciceros grosse prunkhafte Satzgebilde geformt und glaubte, mit einer Eins rechnen zu können. Statt dessen wurde mir mein Heft auf das Pult geworfen mit den in giftigem Ton gesprochenen Worten: „Schon in der eigenen Sprache muss man sich so einfach wie möglich ausdrücken, erst recht in einer fremden. Fünf!“ Diese kräftigen Worte haben gewirkt. Das anfängliche Staunen wandelte sich bald in nützliche Einsicht. Seit diesem lateinischen Aufsatz ist stets mein Streben gewesen, mich in der eigenen wie in einer fremden Sprache so einfach wie möglich auszudrücken. Das Zweite, für das ich Herrn Dr. Klaucke dankbar bin, war ähnlich. Er öffnete in eindrucksvoller Weise das Verständnis für eine klare, logisch aufgebaute Disposition. Er tat das auf doppelte Art. Erstens mussten wir aus klassischen Schriftwerken, sogar aus Schillerschen Gedichten, wie z. B. „Die Götter Griechenlands“, die Disposition herausuchen. Das gelang in überraschendem Masse. Dadurch wurde verständnisvolles Lesen sehr gefördert. Aber dabei liess es unser Lehrer nicht bewenden. Er gab uns auch Aufsätze auf, die nur in Dispositionsform (ohne vollständige Sätze) zu schreiben waren, und unterzog dann unsere Leistung einer scharfen Kritik. Endlich fand auch das dichterische Verständnis Förderung. Dr. Klaucke wusste das Lesen der Oden des Horaz mit dem Deutschunterricht zu verschmelzen. Grammatische Satzkonstruktion war nur die Grundlage für die eigentliche Arbeit, die darin bestand, aus der Fülle der möglichen deutschen Wörter die herauszusuchen, welche der dichterischen Absicht des Horaz am meisten entsprach. In diesem anregenden Suchen nach dem treffendsten Ausdruck bildete sich der Sinn für die Eigenheiten der deutschen wie der lateinischen Sprache heraus und erwuchs die Erkenntnis, dass Klarheit und Einfachheit auch Schönheit in der Sprache bedeuten können. So wusste er, die Horaz-Stunden zu einem wohltätigen geistigen Turnier zu gestalten.

Wir waren tief betrübt, als wir mit dem Übergang zur Prima diesen Lehrer, obwohl er nie ein nicht zum Unterricht gehörendes Wort mit uns gesprochen hatte, verloren. Im normalen Unterricht trat jetzt das Rein-Philologische wieder in den Vordergrund. Allerdings wurde das in der Oberprima durch die „Privatlektüre“ gemildert. Darunter verstand man die wundervolle Einrichtung, dass alle zwei Wochen alle Schulstunden an einem Tage ausfielen und statt dessen unter Leitung des Direktors, Professor Constatin Bulle, die Lektüre eines Werkes eines griechischen oder römischen Schriftstellers stattfand. Auf die Auswahl hatten wir selbst einen oft entscheidenden Einfluss. Das gewählte Werk musste von uns im Laufe von zwei Wochen vorbereitet werden. Die Lektüre wurde eingeleitet durch einen stets mit Spannung erwarteten Vortrag des Direktors über die Eigenart des gewählten Schriftstellers und die Bedeutung seines zu lesenden Werkes. Dann wurden leichte Abschnitte nur im Urtext gelesen, schwierigere von Schülern, die schwierigsten vom Direktor – manchmal auch in Versen – übersetzt und bei weniger wichtigen Abschnitten auch nur der Inhalt referiert. Hier stand also der Inhalt ganz im Vordergrund und ihn zu erfassen und richtig zu würdigen, war das Bemühen.

Die Lektüre dieser Sonderstunden, die sich nicht durch Monate hinschleppte, sondern in einem Zuge zur Erledigung kam, hat wahre Begeisterung für das Altertum hervorgerufen. Sie wurden durch

unseren Direktor auch sonst genährt. Er gab uns nämlich in der Prima auch Geschichtsunterricht und zwar nicht für die neueste Zeit, über die er umfangreiche Bücher veröffentlicht hatte, sondern zu unserer Überraschung auch über die älteste Zeit. Er hatte die ägyptischen Ausgrabungen genau verfolgt und gab uns einen uns lebhaft bewegenden Überblick über ihre überraschenden Ergebnisse. Diese Erörterung des Altertums machte einen so starken Eindruck, dass ich, um wenigstens etwas vom alten Orient kennen zu lernen, am fakultativen Unterricht im Hebräischen teilnahm und mich an das Studium der altägyptischen Geschichte von Maspero machte, die freilich meinen überspannten Erwartungen nicht entsprach. Die erweckte Altertumsbegeisterung zu befriedigen, war überhaupt schwierig. Es gab noch nicht die schönen und billigen Abbildungen, und wie froh wären wir gewesen, wenn wir ein Buch wie Steindorffs Geschichte des Pharaonenreichs oder die von Kranz über die Kultur, die Literaten und die Philosophie der Alten gehabt hätten! Ich wünschte mir zu Weihnachten Zellers kleine Geschichte der Philosophie der Griechen. Der Wunsch wurde mir auch erfüllt; ich habe aber auch mit diesem Buch nichts anfangen können und wandte mich darauf mit Eifer aber wenig Erfolg der Philosophie der neuesten Zeit zu. Der hohe Bildungswert der griechischen Philosophie, der in Zellers Gelehrsamkeit erstickt wurde, besteht ja darin, dass sie die Entstehung des philosophischen Denkens veranschaulicht.

Noch eins beunruhigte uns im Schulunterricht. Die Geschichtsstunden schlossen im Altertum mit der Ermordung Caesars; und wie der Übergang vom Altertum zum Mittelalter, blieb auch der vom Mittelalter zur Neuzeit dunkel. Die letzte Lücke habe ich durch Jakob Burckhardts Renaissance-Buch auszufüllen gesucht und diese Lektüre hat für den Verfasser – „unser aller Lehrer“, wie Nietzsche gesagt hat – eine Verehrung hervorgerufen, die mein Leben lang angehalten hat. Etwas Ähnliches für den Übergang vom Altertum zum Mittelalter zu finden, gelang mir nicht. Da kam nur ein Bekannter aus der höheren Klasse zur Hilfe; er lieh mir die Übersetzung des Buches des späteren französischen Unterrichtsministers Duruy über Kaiser Augustus. Diese eingehende Schilderung der Begründung und Ausbaus des römischen Kaiserreiches hat mir zuerst einen Eindruck in die Grundfragen einer Staatsorganisation verschafft und zugleich gezeigt, wie aus einem Zusammenbruch ein neuer Aufbau entstehen kann. Die beiden so verschiedenen Bücher von Burckhardt und Duruy haben mir die Augen für manche Fragen der Gegenwart zuerst etwas geöffnet; über Wirtschaft enthielten beide nichts.

Meine Wissbegier über das Altertum fand noch keine Befriedigung. Andere Aufgaben drängten sich Jahre lang so in den Vordergrund, dass das klassische Altertum seine Bedeutung für mich fast ganz verlor. Erst als ich der Universität angehörte, kam es wieder zu seinem Recht. In Bonn hatte ich das den Professoren Bücheler und Unsener zu danken, mit denen ich in einem „Kränzchen“ zusammen war; durch sie ging mir so etwas das Wort von Nietzsche auf, dass Hellas „die rechte und einzige Bildungsheimat“ sei. Folgerungen daraus habe ich aber erst ziehen können, als mich in Berlin die ehrwürdige Tradition der dortigen Universität packte und ich staunend, auch am eigenen Schwiegersohn, wahrnahm, dass sich zwischen der neuesten Entwicklung der Naturwissenschaft und der alten griechischen Philosophie zärtliche Beziehungen entwickelten.

Trotz der dankbaren Erinnerung an die „Privatlektüre“ bei Professor Bulle stehe ich dem griechischen Unterricht skeptisch gegenüber. Es scheint mir nicht richtig zu sein, Latein und Griechisch mehr oder minder gleich zu behandeln. Der Latein-Unterricht hat den Einblick mit dem kunstvollen Aufbau einer Sprache vertraut zu machen. Das ist mit der eigenen Sprache mit gleichem Erfolg nicht

möglich, vielleicht auch in keiner lebenden. Zu diesem Ergebnis trägt die Kenntnis des Griechischen wenig bei; sie hat auch nicht örtlich und zeitlich solche Verbreitung wie die Lateinische gefunden, das auf viele lebende Sprachen unmittelbar einwirkt. Dementsprechend muss auch, soll nutzlose Kräftevergeudung vermieden werden, das Lehrziel im Griechischen stärker vom Sprachlichen auf die Sachliche, die Kenntnis des griechischen Altertums, verschoben werden. Gute Übersetzungen und gute Abbildungen ermöglichen heute ganz anders als vor Jahrzehnten einen fruchtbaren Unterricht. Die „sprachlich-logische Schulung“ braucht darunter nicht zu leiden: sie kann umso wirksamer im Lateinischen erstrebt werden.

Ähnlich waren die Erfahrungen in den neuen Sprachen. Wir hatten im Englischen einen Lehrer, den wir persönlich sehr schätzten, wie schon daraus hervorging, dass wir ihn „old man“ (obwohl er noch garnicht so alt war) und „gentleman“ nannten; aber er konnte unser Interesse nicht wecken, auch nicht durch die Lektüre. Sie bestand, wie sich das damals in Bremen fast von selbst verstand, hauptsächlich in Macaulay, der als vorbildlicher Vertreter des politischen Liberalismus galt und von Bremens schriftstellernden Bürgermeister Otto Gildemeister als sein Vorbild bezeichnet worden ist. War somit die Wahl des englischen Schriftstellers fast gegeben, so erscheint mir die Auswahl aus seinen Schriften heute noch ebenso auffällig wie einst in der Schule. Dass seine Briefe die Grundlage der englischen Extemporalien bildeten, ist mir verständlich; sie sollten uns mit dem englischen Briefstil ein wenig vertraut machen. Dass zur Lektüre aber der Essay über Friedrich Wilhelm I. gewählt wurde, der für ihn wie für seinen Sohn wenig Verständnis zeigt, ist mir bis heute befremdlich geblieben. Diese Wahl dürfte aus dem damaligen Gegensatz zwischen Bremen und Preussen hervorgewachsen sein, und für ihn fehlte mir Verständnis; im Ausland hatte ich mich immer nur als Deutscher gefühlt. Während die Schullektüre mich nicht sonderlich zu fesseln vermochte, las ich mit grösstem Interesse Macaulays Aufsatz über Lord Clive, der mich zu seiner Geschichte Englands hinführte.

Oft habe ich mir die Frage vorgelegt, warum die Schule in dieser Sprache, die doch für eine Handelsstadt wie Bremen grosse Bedeutung hatte, so sehr versagte. Erst später habe ich die Antwort gefunden. Die englische Sprache hatte, im Gegensatz zur französischen, noch um ihre Stellung in der deutschen Wissenschaft zu kämpfen; zu Anfang der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts gab es für sie an deutschen Universitäten keinen ordentlichen Lehrstuhl; der erste wurde in Wien errichtet; erst 1876 wurde in Berlin ein anglistisches Ordinariat geschaffen und sein erster Inhaber glaubte der Wissenschaft am meisten zu dienen, wenn er seine ganze Kraft der Aufgabe widmete, altenglische Texte „von Verderbnissen zu säubern“. So hatten sich unsere Lehrer die nötige Ausbildung noch gar nicht verschaffen können, zumal da auf anderen deutschen, insbesondere auf preussischen Schulen die englische Sprache überhaupt noch nicht in den regelmässigen Lehrplan aufgenommen worden war. Es fehlte noch eine gute Tradition, und eine Anpassung an das individuelle Bedürfnis, wie sie durch den Privatlehrer erfolgte, war in der Schule nicht möglich. Der Übergang vom Privatlehrer zum Schulbetrieb ist hier zunächst ein Rückschritt gewesen.

Im Französischen habe ich – wie ich schon sagte – das Glück gehabt, schliesslich einen Lehrer zu bekommen, dessen ich mich mit tiefem Dank erinnere. An die meisten anderen Lehrer denke ich mit Gefühlen der Verwunderung. Sie waren – vom verehten Direktor abgesehen – zum grossen Teil

Originale, wie sie mir im Leben ähnlich nicht wieder vorgekommen sind, und sind mit Recht in einigen Druckschriften verewigt worden. (Franz Fromme, Kerle und Streiche aus dem Schulmeisterreiche.)

Wenn ich heute auf diese merkwürdige Schar zurückblicke, frage ich mich, wie es sich erklärt, dass sich so viele persönliche Absonderlichkeiten auf dem Boden des Bremer Gymnasiums entwickeln konnten. Ich glaube, die Erklärung liegt zum Teil darin, dass unser Gymnasium 1610 als „Gymnasium Illustre“, d.h. als eine akademisch ausgebaute Schule, gegründet worden war, um einen gewissen Ersatz zu schaffen für eine volle Landesuniversität, die der Bremische Staat sich nicht leisten konnte. Daraus war die „Gelehrtenschule“, wie unser Gymnasium im Gegensatz zur „Handelsschule“ (Real-Gymnasium) genannt wurde, hervorgegangen. So erklärt sich das Streben, die Lehrer für das Bremer Gymnasium weniger nach ihren pädagogischen Fähigkeiten, als nach ihren wissenschaftlichen Bestrebungen auszuwählen. Solange Gelehrsamkeit und Bildung noch zusammenfielen, hatte das vielleicht noch Berechtigung. Mit zunehmender Spezialisierung der Wissenschaften schwand sie. Die Gelehrten wurden in Bremen, zumal wenn ihre Arbeit an der Peripherie der Wissenschaft lag, Eigenbrödler und verloren das Interesse am Unterrichten. Drei meiner Lehrer waren mit der Bearbeitung von Wörterbüchern beschäftigt. Einer interessierte sich bei jedem lateinischen Schriftsteller für das zahlenmäßige Verhältnis von et und que; und von unserem Lehrer im Englischen wurde erzählt, er habe auf die Frage, „Wie geht es Ihnen, Herr Doktor?“ geantwortet: „Danke Ihnen, recht gut. Bin schon beim Döbbel-Ju (W)“. Manche waren in Frankreich nicht unbekannt, aber das „Humanistische“ war ihnen verloren gegangen.

Dazu trug auch die gesellschaftliche Stellung der Gymnasiallehrer in Bremen bei. Die meisten stammten nicht aus Bremen. Sie waren, zumal da Bremen in meiner Schulzeit nur ein Gymnasium hatte, sehr isoliert, was unso stärker wirkte, weil Schullehrer es ja nicht mit ausgereiften Männern zu tun haben, sondern mit der Entwicklung begriffenen Jungen, deren Verhalten auf das Konto der Flegeljahre gesetzt zu werden pflegt.

Endlich dürfte auch die Besonderheit der Bremer Schülerschaft eine Rolle gespielt haben. In einer Grossstadt wie Berlin, die vor Allem auf Zuwanderung beruht, ist die Schuljugend an die verschiedenartigsten Sprechweisen gewöhnt; in Bremen war sie es nicht. In Sprache und Gehaben war sie erstaunlich einheitlich. Fast alle niedersächsischen Stammes, fast alle Protestanten, ganz vereinzelt Katholiken; so gut wie keine Juden. Da Bremen damals noch keine Industriestadt war, gab es auch kein Proletariat. Grosse Gleichartigkeit war also vorhanden. Es fielen deshalb alle äusseren Besonderheiten der Lehrer nicht nur einzelnen Schülern, auch nicht nur einzelnen Klassen, sondern der Schülerschaft im Ganzen auf. Das Urteil über sie war erstaunlich einheitlich. In jeder Hinsicht war somit der Boden für die Entwicklung von Eigenheiten fruchtbar.

Ein Teil dieser Absonderlichkeiten hat zur Freude unseres Schülerlebens viel beigetragen; das waren die sprachlichen, die mit Buchstaben nicht wiedergegeben werden können; aber die Wiedergabe durch Mimik und Sprache, sowie durch Musik; insbesondere auf dem Klavier, bildeten sich Virtuosen heraus. Je mehr wir aber erkannten, was alles zu einer humanistischen Bildung gehört und wie viel Nützliches für das Leben zu lernen war, und mit wie vielem uns unnütz Erscheinendem die Zeit tot geschlagen wurde, mischte sich in das Lachen auch Unwillen. Die mechanische Routine des Schulbetriebs erschien als ein Übel für die geistig Regsamem in der Klasse; gewiss durfte der Unterricht

nicht ganz auf diese zugeschnitten werden; aber es war nicht nötig, den Schulbetrieb in den obersten Klassen fast ganz in die Hände der ältesten Lehrer zu legen; im Verkehr mit jüngeren Schülern wären sie wahrscheinlich frischer geblieben. Gerade in der Prima machte der Abstand der Generationen sich geltend.

Aus dieser Lage erwuchs nun eine mannigfaltige Abhilfe; und ich denke mit Dank daran, dass man sie gewähren liess. Sie erfolgte zum Teil in der Schule selbst und zwar mit Hilfe von Reclam. Seine Universal-Bibliothek wurde für einen Teil der Schülerschaft eine unerschöpfliche Quelle des Genusses und der Belehrung; wie gut war es, dass jedes Heft sich leicht in einzelne Seiten zerlegen liess, die so klein waren, dass sie in jedem Schulbuch verschwinden konnten. Das war aber oft garnicht nötig. Denn der Lehrer interessierte sich zum Teil für unsere Privatlektüre. Als ich einmal ertappt wurde, endete die anschliessende literarische Erörterung damit, dass mich der Lehrer auf meine Empfehlung das Heft, sobald ich mit ihm fertig wäre, zur eigenen Lektüre erbat. So gewannen wir auf Umwegen die für die Entwicklung der Individualität so wichtige Zeit für private Studien.

Solche Toleranz, unter der die Schularbeit nicht leiden durfte, war überhaupt unserer Schule eigentümlich. Sie kam auch darin zum Ausdruck, dass ein Gegensatz zwischen Schule und Elternhaus nicht vorhanden war. Die Schule betrachtete vielleicht sogar das Elternhaus in zu weitgehendm Masse als Ergänzung. Fast alles, was nicht mit der Wissenschaft in Verbindung stand, wie Zeichnen, Singen, Turnen, wurde als Aufgabe des Elternhauses betrachtet. Der Unterricht hörte hier in den untersten Klassen auf und bei mir versagte hier auch das Haus, weil ich in den ersten beiden Schuljahren alle Kräfte darauf vereinigen musste, mich auf die Höhe der Klasse heraufzuarbeiten. Ich erinnere mich nur, in Obertertia in einigen Turnstunden eine traurige Figur abgegeben zu haben, was auch nicht besser wurde, als ich später in einen Turnverein eintrat, deren Mitglieder sämtlich besser turnen konnten als ich.

Vom Hause ging aber in anderer Richtung eine Ergänzung der Schule aus. Jeden Mittwoch Nachmittag zogen mein Bruder und ich zu unseren Grosseletern und dort las ich vor, während mein Bruder meist zeichnete. So habe ich die ersten Romane kennengelernt, und ich empfinde noch die grosse Erregung, in der wir regelmässig zu dieser Lektüre – das Buch blieb immer bei den Grosseletern – hinstürmten; die ganze Woche freuten wir uns auf diese Nachmittagsstunden. Die Lektüre konnten wir ganz nach unserem Wunsch gestalten, und es kommt mir rückschauend erstaunlich vor, was wir alles an diesen Nachmittagen gelesen haben. Später wieder gelesen habe ich nur Reuters Ut mine Stromtid und Scheffels Eckehard; sie sind Begleiter meines Lebens geworden. Aber auch Freytags Romane haben natürlich Eindruck auf uns gemacht. Sie belebten die Vergangenheit und veranschaulichten das Leben der Gegenwart. Mit anderen Schriftstellern, wie z.B. Grabbe, machten wir vergebliche Versuche; mancher konnte das Vorlesen nicht vertragen, auch wenn der Name der Literaturgeschichte angehörte. Der Mode-Literatur für den Weihnachtstisch gingen wir im Allgemeinen aus dem Wege. Nur zwei Ausnahmen sind mir erinnerlich. Die eine bildete Dahns Kampf um Rom, den wir mit dem selben grossen Interesse wie Lederstrumpf gelesen haben, wenn wir uns auch über Cetegus viel ärgerten. Die zweite Ausnahme waren die Romane von Ebers. Bei ihnen war es das Land, in dem sie spielten, das uns vor allem interessierte, hatte doch der Professor für Ägyptologie in Berlin gerade ein viel besprochenes ägyptisches Museum eingerichtet, wo Ebers seine ersten Schüler gefunden hatte. Bei seinen Romanen

war das Zeitinteresse an Ägypten nicht minder beteiligt als die Liebe für spannende Lektüre. Das grosse Ereignis der Entzifferung der Hieroglyphen hatte ein verbreitetes Bedürfnis nach Kommentaren entstehen lassen. Aber es war gut, dass mein Interesse hier bald in andere Bahnen gelenkt wurde; denn blicke ich die Jahrzehnte zurück, so werde ich das Gefühl nicht los, dass die auf die deutsche Romanliteratur verwandte Zeit zu einem erheblichen Teil verschwendet war. Diese Art der Dichtung spielt in der deutschen Literatur nicht die Rolle wie in der französischen, englischen und neuerdings auch amerikanischen.

Diese Lesenachmittage fanden ein Ende durch eine andere Entwicklung von tieferer Bedeutung. Noch in Untersekunda erhielt ich zu meiner Überraschung eine von einem mir unbekanntem Mitglied der höheren Klasse unterzeichnete schriftliche Mitteilung, im Namen des mir ebenfalls noch unbekanntem „Sekunda-Vereins“, dass der Verein beschlossen habe, mich in seine Mitte aufzunehmen und ich demgemäss aufgefordert wurde, als Hospitant seiner nächsten Sitzung beizuwohnen. Das hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, dass die Schulzeit erst mit der Obersekunda anfang, für mich bedeutsam zu werden. Neben die Bildungsfaktoren von Schule und Haus trat jetzt auch der der Kameradschaft und Freundschaft, und er sollte sich besonders wirksam erweisen.

Der Sekunda-Verein war eine Vorstufe des Prima-Vereins, der 1822 gegründet war und nicht nur meinen Vater, sondern auch meinen Grossvater schon zu seinen Mitgliedern gezählt hat. Er hatte alle 14 Tage regelmässig im Hause eines seiner zwölf Mitglieder eine Zusammenkunft von pünktlich 8 Uhr bis pünktlich 11 Uhr. Ihr erster und wichtigster Teil bestand in einer Arbeitssitzung, deren Grundlage Aufsätze und Vorträge über frei gewählte Themata bildeten, deren wichtigster Bestandteil aber Stegreifreden und Debatten über uns besonders interessierende Fragen waren; mit solchen Sitzungen wechselte das Lesen von Dramen mit verteilten Rollen ab. An die Sitzung schloss sich ein einfaches Abendessen mit mässigem Biergenuss, bei dem die Leitung durch den Präsidenten aufhörte, aber die bisherige Erörterung meist eine Fortsetzung fand. Im Sekunda-Verein war noch eine starke Gleichmässigkeit der Interessen vorhanden; die Literatur stand einseitig im Vordergrund; die Entdeckung Shakespeares war da vielleicht das bedeutsamste Erlebnis. Im Prima-Verein traten die Individualitäten der einzelnen Mitglieder viel stärker hervor. Die Literatur, und zwar keineswegs nur die deutsche, blieb zwar quantitativ im Vordergrund; aber die grossen Zeitfragen der Geschichte und Politik, der Naturwissenschaft und Philosophie interessierten uns noch mehr, wurden jedenfalls so eifrig in langen Diskussionen erörtert, dass sich der Nachhauseweg oft bedenklich ausdehnte. So berechtigt der Unwille zu Hause über diese Verlängerung war, so war doch der nächtliche eindringliche Austausch von Gedanken, Ansichten, Urteilen und Wünschen für uns von unschätzbbarer Bedeutung; er verhalf wie nichts anderes zu Klärung und Selbsterkenntnis, und er war es vor allem, der Freundschaften fürs Leben entstehen liess. So wurde mein nächster Freund der spätere Heidelberger Geschichtspräsident Hampe. Das erste Band der entstandenen Freundschaft war sehr egoistischer Art. Hampes Vater besass in seinem Bücherladen eine Leihbibliothek, deren Schätze mir durch ihn erschlossen wurden. Bald erkannte ich, dass er sich auf dieser Grundlage eine erstaunliche Kenntnis der Weltliteratur erworben hatte. Ich lernte dann auch die Besonnenheit und Klarheit seines Urteils kennen. Ich habe keinem Freunde so viel zu danken wie ihm. Im Ganzen habe ich den Eindruck, in den beiden letzten Schuljahren durch den Prima-Verein für das Leben mehr gelernt zu haben als in der Schule. Er hatte natürlich auch

auf die Hauslektüre Einfluss. Sie ging unmerklich vom Literarischen mehr und mehr zum Wissenschaftlichen über. Zu Hillebrands und Burckhardts Büchern gesellte sich insbesondere – damals fast unvermeidlicher – Darwins Entstehung der Arten. Für den Prima-Verein galt wirklich das Wort: homo sum, humani nil a me alienum puto, das ich mir zum Motto für meine Abschiedsrede in der Aula der Schule wählte. Der Schülerverein hatte für mich noch eine segensreiche Wirkung. An allem, was der Verein anging, nahm nämlich mein Bruder von Anfang an regsten Anteil. Ich erzählte ihm alles und manche Erörterung fand zwischen uns noch eine schöne Fortsetzung. Er wurde gleichsam zum Vereinsmitglied in partibus infidelium und betätigte sich eifrig bei jeder sich bietenden Gelegenheit, ganz besonders bei der Abfassung der Kneipzeitung, die bei Festen des Vereins nicht fehlen durfte. Diese alte Gemeinsamkeit und die Freundschaft, die im Verein neu erblühte, halfen hinweg über die trüben Stimmungen der Trennung von Eltern und Schwestern, deren wir lange nicht Herr werden konnten.

Im Prima-Verein trat das Lesen von Dramen mehr zurück als im Sekunda-Verein. Das Theater selbst, Schauspiel wie Oper, hatte Bedeutung in unserem Leben gewonnen. Zuerst waren wir mit ihm bekannt geworden durch die feinsinnigen Besprechungen der Theater-Aufführungen von Dr. Bulthaupt in der Zeitung, aus denen dann später die „Dramaturgie der Klassiker“ sowie die „Dramaturgie der Oper“ hervor gingen; sie haben auf unser Urteil einen massgebenden Einfluss gewonnen. Da Bulthaupt im Theater eine Bildungsanstalt sah, was es damals unzweifelhaft auch in hohem Grade war, hatte er es durchgesetzt, dass wir Schüler für sehr wenig Geld Zutritt zum Theater, sogar einen Sitzplatz bekommen konnten. Wir Vereinsfreunde machten dankbar davon Gebrauch; die Theaterbesuche wurden fast zu Veranstaltungen des Prima-Vereins.

Die Kunst trat sonst in meinem Leben ziemlich zurück. Insbesondere ist es mir auffallend, dass ich während der Schulzeit sehr selten Musikaufführungen gehört habe; da ich niemals musikalischen Unterricht irgendwelcher Art gehabt habe, galt ich – wie ich später merkte unberechtigterweise – als unmusikalisch. Ähnlich war es mit der bildenden Kunst. Hier stand ich hinter der starken Begabung meines Bruders so sehr zurück, dass ich lange glaubte, der Mangel an Talent bedeute auch einen Mangel an Verständnis. Unzweifelhaft habe ich die Erweckung des Verständnisses auch meinem Bruder zu danken. Der Anfang bestand darin, dass er zu Weihnachten sich ein Abonnement auf die gerade neu begründete „Kunst für Alle“ schenken liess. Mit welcher Ungeduld haben wir dann jede neue Nummer erwartet; und ihr gemeinsames erstes Durchsehen gehört zu den schönsten Erinnerungen meiner Jugendzeit. Mit dieser Bereicherung des Lebens verband sich der Aufstieg von Lübkes Kunstgeschichte zu der von Anton Springer mit dem grossen Beilageband, in dem damals noch alle Abbildungen vereinigt waren; nicht minder bedeutsam war der gleichzeitige Übergang von Königs Literaturgeschichte, von der nur die Bilder Gnade vor uns gefunden hatten, zu der von Wilhelm Scherer, die mit Begeisterung begrüsst wurde. Unter Kunstenthusiasmus fand dann seine Krönung, als wir Brüder 1886 aus Anlass der „Grossen Berliner Kunstausstellung“ die Reichshauptstadt besuchten; an dieser Ausstellung hatten wir freilich allerlei auszusetzen; die Nationalgalerie und das Museum machten uns weit grösseren Eindruck. Mit reichem Gewinn kehrten wir nach Bremen zurück.

Diese gemeinsamen Kunststudien haben uns dann den Mut gegeben, uns auch mit der Kunst der Vaterstadt ein wenig vertraut zu machen. Mit Bulthaupt war das nicht schwierig. Er war ein geselliges Talent. Ist seine eigentümliche Mischung von Pathos und Güte mir auch fremd geblieben, so

hat er doch durch Vertiefung des Theatergenusses und Schulung des dichterischen Verständnisses ein dauerndes Gefühl des Dankes in mir hervorgerufen. Ganz anders Arthur Fitger. An seine Tür haben mein Bruder und ich nur mit Zaghaftheit geklopft. Er stand als Verfasser von tiefsinnigen Dramen über Bulthaupt und war auch ein fruchtbarer Maler eindrucksvoller Wandgemälde, aber zugleich ein stiller einsamer Mann. Ich habe immer eine Ehrfurcht und Mitleid gemischte Sympathie für ihn gehabt, wüsste aber nicht, dass er auf meine Entwicklung einen Einfluss gehabt hätte.

Stärker war jedenfalls der Einfluss des dritten Bremer Dichters, der allerdings erst in den Universitätsferien voll zur Entfaltung kam: Otto Gildemeister. Seine jugendliche Byron-Übersetzung ist mir als das hervorragendste Dichtwerk meiner Heimatstadt erschienen. Ich habe manches mit dem Original sorgfältig verglichen, was meinem an sich nicht starken Sprachgefühl zu Gute gekommen ist, und spürte so etwas wie Stolz, dass meine dem Welthandel dienende Vaterstadt in Übersetzungen, die Goethe „eine der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen“ genannt hat, durch ihn die Führung in Deutschland hatte. Gildemeister hat aber durch anderes noch mehr auf mich gewirkt. Er war auch politischer Zeitungsschreiber grossen Stils sowie Senator und Bürgermeister von Bremen. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Weser-Zeitung gegründet wurde, ist Gildemeister, ohne sein Studium durch eine Prüfung beendet zu haben, in die Schriftleitung berufen worden, und ein halbes Jahrhundert ist er ihr treu geblieben. Wie er als Dichter sich keine eigenen Ziele gesteckt hat und als Übersetzer kein Bedürfnis empfand, sich mit der Persönlichkeit seines Dichters zu befassen, so hat er auch als politischer Schriftsteller nicht die Neigung zu tätigem Mitwirken empfunden. Er begnügte sich damit, zwei ganz allgemeinen Aufgaben zu dienen. Er hat einmal ausgeführt: „Gott soll mich bewahren, dass ich behaupten sollte, unser Volk stehe in der Bildung tiefer als irgend ein anderes. Wohl aber fürchte ich, dass in dieser Beziehung unsere reichen und wohlhabenden Klassen anders und zwar tiefer stehen, durchschnittlich genommen, als die reichen und wohlhabenden Klassen in England. Die letzteren haben als Klassen ... ein festes traditionelles Pietäts- und Respektsverhältnis zu den geistigen Koryphäen der Nation“. Gildemeister suchte in diesen Kreisen das Bildungsinteresse zu wecken und zwar für die Koryphäen der Welt. Die zweite Aufgabe wuchs aus dem Charakter seiner Heimatstadt als eines internationalen Handelsplatzes hervor. Gildemeister wollte Verständnis für die Aufgaben des Handels verbreiten; ein Interesse für die übrigen Teile der Wirtschaft war ihm fremd. Sie lagen seiner Beobachtung fern und er stand dem Zeitgeschehen als reiner Beobachter gegenüber. Hier stiess meine Bewunderung auf eine Grenze. In meinem jugendlichen Gemüt lebte der Wunsch, zu meinem bescheidenen Teil mitzuwirken und zum Besseren zu verhelfen. Auch diese Selbsterkenntnis habe ich Gildemeister zu danken.

Hinter den Männern der Kunst, zu denen in meiner Studienzeit noch der „Marschendichter“ Allmers hinzukam, standen in Bremen die Männer der Wissenschaft, von der Schule abgesehen, weit Zurück. Zwei müssen aber doch genannt werden, zwei ausgeprägte Originale. Einen besonderen Eindruck hat auf mich der Direktor der Bremer Navigationsschule Breusing gemacht. Er hatte durch den Verkehr mit seinen Seeleuten nichts von einem Stubengelehrten an sich, und doch war er ein echter Gelehrter. Er ist Begründer der Geschichte der Nautik geworden, und wenige Bücher habe ich mit solcher Freude gelesen wie seine in meiner Primanerzeit erschienenen „Nautik der Alten“, die auf Grund erstaunlicher Literaturkenntnis die ferne Zeit ganz ungewöhnlich lebendig zu machen wusste. Nicht

minder interessierte meine ganze Familie ein anderes Ergebnis seiner Studien. Wie die Geschichte der Nautik, hatte Breusing auch die Geschichte der Kartographie sein Interesse zugewandt. Bei seinen Studien über Gerhard Mercator ergab sich, dass seine Frau, die wir Tante nannten, von diesem „grössten Kartographen aller Zeiten“ abstammte. Zum sachlichen Interesse, das wir Brüder als alte Seefahrer hatten, kam somit ein persönliches hinzu.

Machte Breusing bis in sein Alter den Eindruck eines unverwüstlichen Naturburschen, dem man Alles eher als ein ernstes Studium zutrauen konnte, so wirkte dagegen Richter Post, mit dem wir entfernte Vorfahren gemeinsam hatten wie ein Stubengelehrter. Er hatte die erste Darstellung des Bremischen Privatrechts geliefert und darauf ein dickes Buch über „Afrikanische Jurisprudenz“ veröffentlicht. Da ich diese Verbindung nicht begreifen konnte, suchte ich den Verfasser auf. Auf meine neugierige Frage erhielt ich eine mich sehr interessierende Antwort. Die langweilige Arbeit über das Bremische Recht habe ihn unbefriedigt gelassen; denn er habe nichts über die Entstehung der Rechtssätze ausfindig machen können. Das sei aber die wissenschaftliche Hauptaufgabe. Er sei auf den Gedanken gekommen, die Völkerkunde für sie nutzbar zu machen und habe sich daran gemacht, die vielen Reisewerke unter diesem Gesichtspunkt zu studieren. Nur in Beschränkung auf ein erst wenig entwickeltes Gebiet lasse sich weiter kommen. Das leuchtete mir ein; aber so ehrwürdig mir auch die lebensfremde Natur des gelehrten Junggesellen erschien, eine unverstaubte Persönlichkeit wie Breusing war mir doch lieber.

Meine Tante hatte meinen Bruder und mich in ihr Haus unter der Bedingung aufgenommen, dass wir bei dem Pastor, zu dem sie mit ihren Töchtern jeden Sonntag zu gehen pflegte, konfirmiert würden. Das war Pastor Otto Funke, der überall im Leben eine wohlthätige Bemühung Gottes um seine Getreuen erkennen zu können glaubte. In seinen Predigten wie in seinen Büchern erzählte er wirkungsvoll viele Geschichten von Gebetserhörung und göttlicher Lenkung, die oft so heiter waren, dass ein vernehmbares Lachen durch die Kirche ging.

Die einfache, im Anschluss nach dem Krieg mit Frankreich erbaute „Friedenskirche“, lag an der Peripherie der Stadt und zwar in einer Gegend, in der die kleinbürgerliche Bevölkerung überwog. Für sie war Pastor Funke der richtige Mann. In ihr wirkte er segensreich. Wie ich selbst fromm in der Obhut meiner Mutter aufgewachsen war, so durchdrang echte Frömmigkeit das Leben im Hause, in dem wir jetzt weilten. Auf mein Knabengemüt machte das starken Eindruck; aber ich wurde unzufrieden mit mir selbst. Ich war zerstreut bei den täglichen Andachten und fand vieles unverständlich, wozu ich den Grund in mir selbst suchte. Ich erhoffte daher viel vom Konfirmationsunterricht.

Leider wurde ich enttäuscht. Ich erwartete eine Bestätigung im Glauben. Der Unterricht aber setzte ihn voraus und sprach nur von seiner Anwendung und den schlimmen Folgen seines Schwankens. Für suchende Jünglinge fehlte das Verständnis. Es gab nur gut gemeinte Ermahnungen: die Bibel sei das beste Hilfsmittel gegen Unglauben. Ich ging deshalb daran, Tag für Tag ein Kapitel in der Bibel zu lesen und zwar fing ich mit dem Alten Testament an, weil es da bei mir am meisten haperte. Aber bald ging es mir ähnlich wie bei den Andachten: die Gedanken irrten ab von der Lektüre, deren Beziehung zur Religion ich immer häufiger nicht begriff. Statt meinen Glauben zu festigen, wurden Zweifel geweckt. Da bekam ich – ich weiss nicht mehr wie – Thomas a Kempis „De imitatione Christi“ in die Hand. Die

wunderbare Zuversichtlichkeit hat mir viel geholfen und noch nie hatte ich die kraftvolle Eigenart der lateinischen Sprache so stark gespürt. Ich empfand dieses Buch in meinen Nöten als grosse Wohltat.

Aber das reichte nicht für die Konfirmation. Sie sollte ja eine Entscheidung für das Leben sein. Ich sollte selbst prüfen, ob ich für das Abendmahl würdig sei. Ich hatte niemanden, mit dem ich vertraut darüber sprechen konnte. Als ich daher vom Pastor und den Mitkonfirmanden bestimmt wurde, bei der Konfirmation in der Kirche das Glaubensbekenntnis aufzusagen, lehnte ich ab. Der Pastor konnte das garnicht begreifen, aber auch meine Zweifel nicht beseitigen. Noch heute halte ich meine Weigerung, die damals unerfreuliches Aufsehen hervorrief, für nicht unberechtigt. Die Konfirmation ist gewiss ein bedeutsamer Abschnitt im Leben. Gehorsam ist hinfort nicht mehr die Hauptpflicht; man soll selbst die Verantwortung für sein Handeln übernehmen. Die Konfirmation bildet somit einen Abschluss für die Kindheit, nicht eine Bindung für das Leben. Was die religiösen Überzeugungen und auch die moralischen Grundsätze anlangt, ist die Konfirmation eher ein Anfang als ein Abschluss; manches kann erst im reiferen Alter zur Überzeugung werden, und Widerstandskraft gegen die Sünde ist immer von neuem zu erringen. Ich hatte bei meiner Konfirmation eine schwere Zeit durchzumachen, weil ich in der Ansicht lebte, bereits im unerfahrenen Alter eine moralische Wappnung für das Leben abschliessen und meinen Glauben in Einzelheiten festlegen zu müssen. Das darf nicht der Zweck der Konfirmation sein. Sie soll vielmehr den ernstesten Entschluss wecken, sich mit den hohen Gedanken, welche sie in die Seele pflanzt, auch ferner zu beschäftigen und an sich selbst und seinem Verhältnis zu Gott dauernd weiter zu arbeiten.

Diese Hauptarbeit setzte erst mit der Konfirmation bei mir ein. Es war eine Zeit, in der die Religion in einer gewissen Bedrängnis war. Bisher stand sie gleichsam für sich allein; jetzt waren zwei Mächte neben sie getreten. Die eine war die Geschichte. Sie hatte sich auf den Orient ausgedehnt und damit auch die Schriften der Bibel in den Bereich der historischen Methode gerückt. Das brauchte keineswegs zerstörend, konnte sogar belebend wirken. Die zweite Macht bildete die Naturwissenschaft. Nach Darwins Lehre verdrängte sie nicht die Religion. Das war aber nach Büchner und auch Häckel der Fall. Sie waren oder wirkten wenigstens wie Materialisten, während für Darwin das alle Zeiten beschäftigende Problem vom Verhältnis von Seele und Leib bestehen blieb. Diese Fragen der Zeit waren gerade durch die Konfirmation in meinem Freundeskreis gedrungen. Sie beschäftigten uns aufs Tiefste und trieben uns an den Sonntagen in die Kirchen der verschiedensten Pastoren und führten im Anschluss daran zu endlosen Erörterungen. Das übte im Ganzen einen vertiefenden und beruhigenden Einfluss aus. Allerdings fand die letzte Grundfrage erst sehr viel später eine Antwort. Das war die Frage, ob Gott, indem er die Welt ewigen Gesetzen unterstellte, nicht auf seine Allmacht verzichtet habe. Für einen allmächtigen Gott ist das Weltall erst wieder frei geworden, seitdem die Naturwissenschaft nicht mehr ausschliesslich von Naturgesetzen redet, sondern auch und in zunehmendem Masse von Wahrscheinlichkeitszusammenhängen. Seitdem kann man wieder mit der Erforschung des Erforschlichen die ruhige Verehrung des Unerforschlichen ohne Zwiespalt verbinden.

In der Zeit der Konfirmation habe ich die Trennung von meinen Eltern am schmerzlichsten empfunden. Ein niederdrückendes Gefühl der Vereinsamung beherrschte mich. Ich war – wie mir heute scheint – geradezu ein wenig gemütskrank. Dass ich das überwunden habe, danke ich vor Allem dem

Sekunda – und Prima-Verein. Die Freude an der eigenen fortschreitenden Entwicklung ist durch ihn wach geworden.

Endlich kehrten 1886 auch die Eltern und Schwestern zurück. Ihre Rückfahrt erfolgte durch die Magellan-Strasse mit einem Hamburger Dampfer der Kosmoslinie. Mein Bruder hat die Ankunft des „Sethos“ in Hamburg beschrieben. Die Freude des Wiedersehens war etwas gedämpft, weil mein Vater, trotz der langen Reise, einen kränklichen Eindruck machte. Um so grösser war die freudige Überraschung über die Schwestern; sie erkannten wir kaum wieder, so sehr hatten sie sich verändert; aber brüderlicher Stolz erfüllte uns bei ihrem Anblick.

Die Freude des Wiedersehens mit unserem Vater kam erst voll Zum Ausdruck bei der „Wiedersehens-Nachfeier“, die in einer Reise bestand, die er in den grossen Schulferien mit meinem Bruder und mir machte. Sie verfolgte einen doppelten Zweck. Erstens wollte mein Vater die Stätten seines Universitätsstudiums und eine Reihe seiner alten Freunde besuchen, und zweitens wollte er uns etwas vom deutschen Vaterland, von dem wir bisher wenig zu sehen bekommen hatten, zeigen; auch war ein Zusammentreffen mit seiner Schwester geplant.

Die beiden Universitäten, die mein Vater ausser Berlin besucht hat – in Göttingen, wo Alexander v. Humboldt sich die wissenschaftlichen Grundlagen für seine südamerikanischen Studienreisen erworben und einst August Ludwig Schlözer seine in allen deutschen Ländern beachteten Vorlesungen über die Fragen der Zeit gehalten hatte, und in Jena, wo Johann Gustav Droysen zugleich als Vorkämpfer des Liberalismus wie der deutschen Einheit gewirkt und Fichte seine philosophischen Vorlesungen zu einem mächtigen Mittel, „auf das Leben zu wirken“, auszugestalten wusste – wurden die einstigen Studentenbuden aufgesucht; und in Jena war der Jubel gross, als mein Vater an der Haustür von der alten Wirtin und ihrem Sohn wiedererkannt wurde. In Halle wurde Professor Droysen, der Sohn des Lehrers meines Vaters, besucht, und unter seiner Führung habe ich zuerst in eine Universität hineingeblickt. Ich muss gestehen, dass mich das damals enttäuschte. Anders war es in Leipzig. Hier zeigte uns der Vater das Denkmal Albrecht Thaers und seine begeisterten Ausführungen über die Leistungen dieses Mannes waren die ersten volkswirtschaftlichen Darlegungen, die ich hörte; sie haben noch oft in mir nachgeklungen und sicherlich dazu beigetragen, dass ich den Fragen der Landwirtschaft, deren Erörterung ich in Bremen nie begegnet bin, ein lebhaftes Interesse schenkte. Leider war Professor Binding, meines Vaters nächster Freund, verweist. Zum Trost besuchten wir das Stadttheater, wo Franziska Elmenreich, die in New York als Schauspielerin und Persönlichkeit so nachhaltigen Eindruck auf meine Eltern gemacht hatte, in einem uns allerdings wenig zusagenden Stück von Richard Voss vortrefflich spielte, und am Tage darauf waren wir in Auerbachs Keller, der nach etwa 20 Jahren den Titel einer Aufführung im Stadttheater in Gegenwart des Königs von Sachsen bildete, deren Text und Inszenierung mein Bruder gemacht hatte.

Im Vordergrund stand aber der zweite Teil unserer Reise. Wir lernten eine Reihe der schönsten deutschen Städte kennen. In Weimar durchwanderten wir in feierlicher Stimmung die trauten Räume des Schillerhauses, waren weniger erfreut vom schönen, aber kalten Goethehaus, standen voll Ehrfurcht an der Fürstengruft, befreundeten uns im Museum mit Preller und Schwind, bestaunten in der Bibliothek die grosse Verschiedenheit der interessanten Goethebüsten und erholten uns nach allen

Kunstgenüssen in den Schönheiten des Ilmparks. Ähnlich gingen wir in Eisenach, wo es uns gelang, in der Wartburg noch in einem Dachzimmer mit herrlichem Blick über die Kronen der Bäume Unterkommen zu finden, den Spuren Luthers, Bachs, Schwinds und Fritz Reuters nach. Dann ging es, teils zu Fuss, teils im Wagen mit der Schwester meines Vaters, durch den Thüringer Wald, wo in Reinhardtsbrunn und Tabarz, Oberhof und Ilmenau „Natur gekneipt“ wurde, wenn auch nur in leichten Dosen. Unser Sinn stand in erster Linie darauf, noch einige alte Städte kennen zu lernen. Den Anfang machte Erfurt, das uns mit der wilden Gera und dem bis ins 12. Jahrhundert hineinreichenden, auf mächtigen Bogen stolz emporstrebenden Dom als Stadt mehr als Weimar und Jena und Eisenach gefiel. Hier erhielten wir die Nachricht vom Tode Wilhelm Scherers, die uns tief erschütterte. Neben dem Erfurter Dom sahen wir noch die mächtigen Dome Halberstadt, Hildesheim und Naumburg. Von Naumburg erinnere ich mich der schönen Glasfenster und der prachtvollen Säulenkapitäre, aber unbegreiflicherweise gar nicht der Ekkehard und Ute und der anderen herrlichen Figuren, die der Deutsche zu seinem kostbarsten Besitz zählt. Aber noch mehr als die gotischen Dome in aller ihrer Grossartigkeit packte uns die erste grosse romanische Kirche, die wir sahen, die weihevoll Michaeliskirche in Hildesheim.

Mit reichen Eindrücken wie noch nie kehrten wir von dieser Wanderschaft heim. In nicht ganz drei Wochen hatten wir viel genossen. Manchmal war der Eifer von uns Söhnen etwas zu stürmisch für unseren Vater gewesen. Aber er hatte seine Jungens wieder kennen gelernt und darüber seine Sorgen etwas vergessen. Machte er auch noch immer Vergleich mit dem Bilde in unserer Erinnerung eines kränklichen Eindruck, so war er doch auf der Reise oft voll ausgelassener Lustigkeit gewesen. Das hatte uns vielleicht am meisten erfreut. Wenn ich an ihn denke, spielt diese Reise immer eine grosse Rolle.

Das bald nach dieser Reise anbrechende letzte Schuljahr hatte einen etwas anderen Charakter als die vorausgegangenen. Nicht nur dadurch, dass ich es im Elternhaus erlebte, auch durch die Ereignisse wurden die Gedanken über den bisherigen Umkreis hinausgelenkt. Voran standen die sogenannten Septemberwahlen. Das waren die Reichstagswahlen aus Anlass der Regierungsvorlage, welche die Bewilligung der Militärausgaben auf sieben Jahre verlängerte und deren Begründung beunruhigende Ausblicke in die Zukunft eröffnet hatte. Wenn die Erregung auch auf die Schüler übergriff, so hing das damit zusammen, dass unser Gymnasialdirektor, Professor Bulle, gegen den Praesidenten des Norddeutschen Lloyd, H.H.Meier, und den Führer der Sozialdemokraten, Wilhelm Liebknecht, als Kandidat für den Reichstag aufgestellt und gewählt wurde. Die Erregung bei diesem Wahlkampf war so gross, dass die Feuerwehr eingreifen musste und zur Wahl selbst sogar Oldenburger Dragoner vorsichtshalber herbeigerufen wurden.

Lenkten dies Vorgänge die Aufmerksamkeit auf die Aussenpolitik, so die romanhaften Begleiterscheinungen beim Tode des Bayernkönigs, Ludwig II, auf innerpolitische Schwierigkeiten des Reiches. Endlich wirkte auch noch der unaufgeklärte Tod des verwandten Bremers Adolf Lüderitz mit, der im herrenlosen Südwestafrika die deutsche Reichsfahne gehisst hatte; alles wirkte zusammen, den Horizont der Bremer Gymnasiasten zu dem eines deutschen Abiturienten zu weiten.

Die Abschlussprüfung war damals in Bremen nicht einfach. Sie bestand, abgesehen von einer schriftlichen Prüfung in acht Tagen (8-1 Uhr) und zwar im Deutschen Aufsatz, Lateinischen Extemporale, Lateinischen Aufsatz, Algebra, Geometrie, Englisch, Griechisch und Französisch. Der schriftlichen Prüfung

folgte stets – eine Befreiung von ihr war ausgeschlossen – eine mündliche an zwei Tagen (8-1 Uhr) und zwar am ersten Tag in Geschichte und Latein und am zweiten Tag in Mathematik und Griechisch. Die mündliche Prüfung, zumal in Geschichte durch den Direktor selbst, war am meisten gefürchtet.

Dass ich im Ganzen die Prüfung mit der besten Note bestand, machte auf mich und meine Eltern keinen grossen Eindruck, aber wohl die Tatsache, dass ich in den beiden mathematischen Fächern als Einziger bereits nach Ablauf von zwei Stunden meine Arbeit abgeben und überraschend zu Hause erscheinen konnte. Darin glaubte ich einen Wink des Himmels erblicken zu müssen für die Wahl meines Studiums.

Der Abschluss der Schulzeit auf den höheren Schulen bedeutet den ersten wichtigen, oft sogar den wichtigsten Wendepunkt im Leben. Die Tatsache, dass man hinfort nicht mehr geistig zu apportieren hat, sondern seine Zeit, wie man es sich selbst wünscht, verwenden kann, lässt ein bisher unbekanntes Gefühl der „Freiheit“ aufkommen, wie es bei Beendigung der Schule in jüngeren Jahren nicht möglich ist. Es wird noch verstärkt, wenn sich mit dem Schulschluss der Fortgang vom Elternhaus verbindet und hinfort der Weg ins Leben selbständig gesucht werden soll. Seine Besonderheit besteht darin, dass man es sich selbst durch Bestehen der Abschlussprüfung erworben zu haben glaubt und dass es einstweilen mit keiner Verantwortung belastet zu sein scheint. Solchen Freiheitsrausch, der leicht die Entwicklung gebührender Dankbarkeit verkümmern lässt, glaube ich auch in meiner immer noch ein wenig amerikanisch infizierten Seele empfunden zu haben. Die Ernüchterung liess aber nicht lange auf sich warten. Sie setzte schon bei der Verabschiedung von der Schule mit der Frage ein, welchem Beruf man sich nun zuwenden wolle. Sie kam mir überraschend. Ich hatte darüber mit meinem Vater noch nicht gesprochen. Er war in dieser Hinsicht zurückhaltend, hatte doch der Einspruch seines Vaters gegen seine Studienpläne einen Zwiespalt in sein Leben hineingebracht.

Auch sachlich war die Wahl des Universitätsstudiums schwierig. Denn im kleinen Staatsgebiet Bremens gab es eigentlich nur Verwendung für wenige Gelehrte, sodass die Wahl des Studiums auch Abschied von der Vaterstadt bedeuten konnte. Mein Vater hatte sich schliesslich, wie mein Grossvater, für das juristische Studium entschieden; aber die Rechtsanwaltschaft, die in Bremen Voraussetzung für die Wahl zum Richter und Senator war, lockte mich wenig, weil sie mir die Möglichkeit einer Initiative sehr zu beschränken schien. An Theologen hätte mir schon für meinen Privatgebrauch viel Mühe gemacht. Die Medizin endlich lag mir völlig fern. Aber ich glaubte doch noch ein Studium ausfindig gemacht zu haben, das meinen Wünschen entsprach und mir auch für meine Vaterstadt ein Interesse zu haben schien. Das war die Völkerkunde, die mit dem Übersee-Handel in Verbindung stand. Die „Bremer Mission“, wie die Norddeutsche Missionsgesellschaft kurz genannt wurde, war es gewesen welche die kirchlich gesinnten Inhaber der Firma F.M.Vistor und Söhne veranlasst hatte, das Afrika-Geschäft aufzunehmen, und das war so erfolgreich geschehen, dass bald der Bremer Name Vistor für Togo eine ähnliche Bedeutung hatte wie für das grössere Kamerun der Hamburger Name Woermann. Hier entwickelte sich von selbst ein volkskundliches Interesse. Es war für mich stets ein Fest gewesen, wenn im Konfirmanden-Unterricht der treffliche Missionsinspektor Zahn den Pastor vertrat und von der Tätigkeit in West-Afrika berichtete. Gewichtiger aber war, dass der aus Bremen stammende Adolf Bastian, von dessen unermüdlichen Forschungsreisen mein Vater mir viel zu erzählen wusste, als Professor an die Berliner Universität berufen worden war und im Jahr vor meinem Schulabgang das

Berliner Völkerkunde-Museum gegründet und damit die allgemeine Aufmerksamkeit auf die junge Wissenschaft gelenkt hatte. So erklärt es sich, dass in meiner Abenteuerer-Seele der Gedanke auftauchte, ob das Studium der Völkerkunde nicht für mich in Betracht komme. Selbst in die Schule ragte die Völkerkunde hinein: ein Lehrer, von dem ich allerdings nicht unterrichtet worden bin, Professor Thomas Achelis, war ein bekannter und unermüdlicher Vorkämpfer für die neue Wissenschaft. Von ihm konnte ich mir allerdings keine rechte Vorstellung machen; ich glaube dass ich Völkerkunde auch mit Schriften über Kulturvölker, wie Karl Hillebrand, in Zusammenhang brachte. Jedenfalls stellte ich mir etwas Interessantes daunter vor. Als ich aber die Frage nach meinem geplanten Studium mit Völkerkunde beantwortete, wurde mir gesagt, sie sei als Wissenschaft noch nicht anerkannt und könne daher als Studienfach auch nicht angegeben werden.

Aus dieser Lage wuchs dann meine Antwort hervor, ich wolle Naturwissenschaft studieren. Bei ihr hat die Abschlussprüfung mitgewirkt: die Mathematik hat mir nie irgendwelche Schwierigkeiten bereitet. Mehr aber haben mich, glaube ich die Weltanschauungskämpfe bestimmt, die mich wie die meisten meiner Freunde bewegten. So sehr aber Darwins Buch über die Entstehung der Arten auf mich gewirkt hat, dem Studium der Zoologie wollte ich mich nicht widmen. Physik und Chemie waren es, die ich meinte. Hier empfand ich eine schmerzliche Lücke. Mein Bruder hatte das Glück, bei dem am meisten verehrten Lehrer des Gymnasiums, Professor Kasten, den gehaltvollen Unterricht in diesen Fächern zu geniessen. Mein Lehrer war extremer Spezialist, Meteorologe, der in Bremen den Wetterdienst eingerichtet hatte und leitete. Das so entstandene Gefühl eines unzeitgemässen Vakuums hat wohl bei meiner Angabe mitgewirkt, andererseits vielleicht auch die Erinnerung an New York, wo ich das Aufkommen des elektrischen Lichts, der elektrischen Strassenbahn und des Grammophons erlebt und so viel von Edison gehört hatte, endlich das aus dieser Erinnerung erwachsene Gefühl, dass hier grosse ungelöste Aufgaben noch vorlägen. Dass das nicht unrichtig gewesen ist, sollte das Leben eindringlich mich lehren.

Die Angabe der Naturwissenschaft hatte damals aber noch allerlei Kopfzerbrechen zur Folge. Mein Vater sagte mir deshalb zur Beruhigung, ich solle mich auf der Universität zunächst noch sorgsam umsehen und am Schluss des ersten Semesters die Entscheidung treffen. Auch das ausgelassene Freiheitsgefühl, das durch das Aufhören des Schulzwangs hervorgerufen war, wurde bald durch Gefühle anderer Art abgeschwächt. Gegenüber den unbestimmten Reizen der Zukunft trat immer mehr das hervor, was man in der Gegenwart aufgab. Schon der Abschied vom Prima-Verein wurde mir schwer. Ich fühlte, dass Ähnliches sich nicht wieder bieten werde. Auch hatte in Verbindung mit dem Prima-Verein das Bremer Leben begonnen einen reichen Inhalt durch die mehrfachen Bekanntschaften bekommen, wie Heinrich Bulthaupt, der damals die anregendste Kraft im geistigen Leben meiner Vaterstadt war, wie Arthur Fitger, dem Malerpoeten, bei dem die Besuche in seinem Atelier mir nicht nur durch seine Bilder, sondern vor Allem durch seine eigenartige Persönlichkeit unvergesslich sind, und wie Otto Gildemeister, der neben seiner Tätigkeit als Senator und Bürgermeister jeden Sonntag und Donnerstag seinen berühmten Leitartikel in der Weserzeitung veröffentlichte und seine grossen formvollendeten Übersetzungswerke schuf und ein Meister der geistvollen Unterhaltung war.

Noch schwerer war es, die Eltern, mit denen ich erst seit etwas mehr als einem Jahr wieder zusammen war, nun meinerseits wieder verlassen zu müssen. Ich hatte meinen Vater gerade erst in dem Reichtum

seines Wesens kennen gelernt. Die neue Trennung war auch darum schwer, weil sie ihm so schwer wurde. Am schwersten wurde mir aber die Trennung von meinem Bruder, waren wir doch bis auf wenige Reisewochen im Jahre 1882 stets zusammen gewesen. Alles miteinander teilend. Hinzu kam, dass wenige Tage vor meiner Abreise zur Universität mein Grossvater starb. Zwischen ihm und seinem Sohne, meinem Vater, bestand ein enges Vertrauensverhältnis bis ins hohe Alter, wie ich es mit meinem Vater ähnlich mir ersehnte. In die Freude über die Beendigung der Schule mischten sich mehr und mehr auch schmerzliche Gefühle.

Die Wahl der Universität war mir nach meiner Erinnerung ganz überlassen. Ich hatte den Wunsch, die Studienzeit auch dazu zu benutzen, mein Vaterland kennen zu lernen. Aus einem noch immer lebendigen Gefühl der Entfremdung erwuchs er. Da ich die Universitäten meines Vaters, Göttingen und Jena, die in Voreisenbahnzeiten von Bremen vorzugsweise aufgesucht wurden, wenn auch nur sehr flüchtig kennen gelernt hatte, zog es mich Norddeutschen nach Süddeutschland, und hier lenkte Freiburg meine Aufmerksamkeit besonders auf sich, weil ich von ihr am meisten hörte. In Freiburg waren aus den Klassen über mir manche gewesen; dort war sogar eine „Bremer Gesellschaft“ ins Leben gerufen worden, der eine Reihe Bremer, die ich schätzte, angehörten. Nun hätte ich darin, da ich Süddeutschland kennen lernen wollte, eigentlich einen Grund gegen Freiburg erblicken müssen. Das tat ich auch, wenn trotzdem Freiburg gewählt wurde, so geschah es, weil es mir zur Einführung in das deutsche Studentenleben geeigneter zu sein schien als München, das zu gross war, oder das kleine Tübingen, zu dem mir alle persönlichen Beziehungen fehlten. Auch lebte in Freiburg Professor Weismann, welcher „der deutsche Darwin“ genannt wurde. Die Wahl war unzweifelhaft für einen schwerfälligen Menschen, wie ich es war, die richtige.